

Von französischer und deutscher Wesensart

Seit Beendigung des Weltkrieges beschäftigt überall die ernstesten und verantwortungsvollen Geister die große Frage, wie die Menschheit vor der Wiederkehr eines ähnlichen furchtbaren Unheils bewahrt werden könne. Das kann gewiß nur dann geschehen, wenn, wie Benedikt XV. mitten im Kriege gesagt hat, an die Stelle der Gewalt und der Waffen die Gerechtigkeit und die friedliche Verständigung treten.

In dem Völkerbunde hat man nun versucht, unter den Staaten eine rechtliche Verbindung herzustellen, um für den Zusammenstoß der wirtschaftlichen, nationalen und politischen Interessen einen gerechten Ausgleich ohne Anwendung von Gewalt zu finden. Aber dieser Völkerbund, der aus den Schrecken des Weltkrieges geboren wurde, trägt noch deutlich die Spuren seiner Entstehung an sich. Daher die Hindernisse und Langwierigkeiten, mit denen jede seiner Aufgaben belastet ist; daher das Mißtrauen, das zwar stets vom Frieden spricht, aber zugleich ängstlich nach neuen Waffen und Kriegsbündnissen Ausschau hält.

Es ist einleuchtend, daß der Völkerbund immer nur eine sehr unvollkommene Verkörperung seiner Idee sein wird, solange nicht in die Völker selbst ein neuer Geist einzieht. Denn aus den Gedanken entspringen im letzten Grunde alle Taten. Der neue Geist aber findet den Weg versperrt oder gehemmt nicht so sehr durch bösen Willen der Völker als durch die Mißverständnisse, Vorurteile und Abneigungen, die zwischen ihnen als Zündstoff gelagert sind und von gewissenlosen Hegern oder blindwütigen Fanatikern immer neu entfacht werden. Wie aber kann von Frieden und Verständigung die Rede sein, solange die Völker einander mit scheelen Augen und in entstellenden Spiegeln betrachten?

Auf verschiedensten Wegen ist man bemüht, diesem Ubelstande abzuhelpfen. In allen Ländern haben die Friedensfreunde sich zusammengeschlossen, um trotz aller Widerstände die moralische Abrüstung, die noch wichtiger als die militärische ist, wenigstens allmählich herbeizuführen. Bei der Lösung dieser Aufgabe fällt zweifellos auch der Wissenschaft eine wichtige Rolle zu. Denn da sie berufen ist, den Dingen auf den Grund zu gehen, kann und soll sie auch die Ursachen des gegenseitigen Mißverstehens und Mißtrauens bloßlegen und überwinden helfen. Sie wird damit zugleich ein Werk der Sühne leisten. Hat doch im Weltkrieg gerade die Wissenschaft dazu beigetragen, den Kampf der Heere zu einem Kulturkrieg zu erweitern und die geistige Gemeinschaft der Völker zu sprengen. Die furchtbarsten Waffen des Krieges kamen nicht aus den Munitionsfabriken, sondern aus den Studierstuben der Gelehrten. Die Wunden, die der Kulturkrieg geschlagen hat, sind schwerer zu heilen als die Zerstörungen der Granaten.

Die Vorurteile und Abneigungen, die von jeher durch einen einseitigen Geschichtsunterricht den Völkern eingepflanzt und durch die „Kulturpropaganda“ des Krieges bis zum Wahnsinn gesteigert worden sind, haften tiefer im Geiste der Intellektuellen als in den breiten Massen des Volkes, das überall friedlich gesinnt ist, wenn es nicht durch Demagogen irreführt wird. Wohl kann

auch das Volk hassen; aber wenn seine Leidenschaft verrauht ist, kehrt sein Gemüt in ruhigere Bahnen zurück. Der Intellektuelle dagegen macht aus seinem Haß eine Theorie, die ihn auch dann noch beherrscht, wenn der Anlaß zu seinem Haße längst geschwunden ist.

Bei der hohen Bedeutung, die allenthalben der Stellung und Gesinnung der geistigen Führerschicht zukommt, wäre es daher nur zu begrüßen, wenn sich die Wissenschaft erinnern wollte, daß sie im Dienste der Minerva und nicht des Mars zu stehen hat, und wenn sie in ernster, gewissenhafter Forschung sich bestrebt, die Wesensart und Psychologie der einzelnen Völker zu erkennen und zum Verständnis zu bringen. Wahres Verständnis wird der sicherste Weg zur Versöhnung sein; echte Wissenschaft wird die Völker nicht trennen, sondern in gegenseitiger Achtung zusammenführen.

Im Brennpunkt des öffentlichen Interesses steht seit dem Ende des Krieges das Verhältnis oder Verhängnis zwischen Deutschland und Frankreich. Hier öffnet sich daher der Völkerpsychologie ein besonders schwieriges, aber auch fruchtbares Gebiet, und wir sehen, daß es mit Fleiß, wenn auch nicht immer mit Geschick, von beiden Seiten in Angriff genommen wird.

Wohl noch nie ist der Versuch einer vergleichenden Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen auf so breiter Grundlage unternommen worden wie in dem großen Werke, das *Eduard Wechsler*, Ordinarius für romanische Philologie an der Berliner Universität, der Öffentlichkeit übergeben hat¹. Indem es sich von der reizlosen Kleinforschung löst, will es den Versuch wagen, das geistige Leben der beiden Völker in seiner Gesamtheit zu fassen und die Vielheit und Mannigfaltigkeit der vollklichen Erscheinungen auf die tiefste Quelle, die Wesensmitte, zurückzuführen und aus ihr zu erklären. Um dieser Aufgabe willen mußte Wechsler natürlich die Grenzen seines Faches weit überschreiten und auch bei der Anthropologie, Geschichte, Philosophie, Theologie und Rechtswissenschaft Anleihen machen. Leider hat ihn sein Temperament, vielleicht gereizt durch französische Vorlagen, zu einer das ganze Buch durchziehenden Antipathie verleitet, was zu Einseitigkeiten und Überspanntheiten führen mußte. Der Deutsche erscheint danach in allem als das gerade Gegenteil des Franzosen. Während dieser zu einer unschöpferischen, rationalen „Person“ ohne Tiefe herabsinkt, wird der Deutsche, wofern er nur die „Überfremdung“ meidet, zu einem mystischen Wesen, das zwar etwas unbeholfen, aber schöpferisch sein Denken, Wollen und Handeln aus den unerforschlichen Abgründen seiner dem Unendlichen verbundenen Seele heraufholt. Dabei hat der Verfasser seine Darlegungen mit philosophischen Voraussetzungen und Erörterungen belastet, die wohl niemand in dieser Breite und Art in einem solchen Buche erwartet². So wird die Kantische Erkenntnistheorie immer als selbstverständlich und unbestreitbar vorausgesetzt.

Die unleugbare Tendenz, die trotz des reichen Wissens und besten Willens Wechslers sein Werk beherrscht, wird ihn schwerlich das Ziel erreichen lassen, um das er ringt: für das Verständnis und die Verständigung der beiden Völker zu wirken.

¹ *Esprit und Geist. Versuch einer Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen.* (XII u. 604 S.) Bielefeld u. Leipzig 1927, Velhagen & Klasing. Seitenzahlen ohne nähere Angaben verweisen auf dieses Werk.

² Manche Wendungen klingen durchaus pantheistisch, doch lehnt Wechsler (467) die pantheistische Deutung ausdrücklich ab. Der Gedanke, daß die Geschöpfe Fußtapfen Gottes sind, findet sich nicht erst bei dem Deutschen Eckhart (S. 288 469), sondern schon bei Augustinus. *De Trinitate* VI, c. 10, n. 12.

Schon die deutsche Fachkritik hat zum Teil sehr scharfe Verwahrung eingelegt¹. Und wie mag das Echo in Frankreich sein? Manche Ausführungen wird der Franzose wie eine Kränkung empfinden. Es ist dies gewiß nicht beabsichtigt, aber es zeigt, in welchem schwierigen Bereich wir uns hier bewegen. Trotz allem bietet das Werk Wechslers ein reiches Material zur volklichen Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen, wenn auch manches oder vieles anders gesehen und gedeutet werden muß.

In einer andern Weise führt uns neuerdings die „Frankreichkunde“ in das Wesen des Franzosen ein. Sie ist ein Teil der „Handbücher der Auslandskunde“, die im Verein mit vielen Fachgelehrten von Paul Hartig und Wilhelm Schellberg in dem Frankfurter Verlag Diesterweg herausgegeben werden. Die „Frankreichkunde“ will nicht unmittelbar Wesenskunde sein, sondern gibt Überblicke über die verschiedenen Gebiete des kulturellen Lebens und lehrt uns Land und Leute kennen. Es bleibt dann mehr dem Leser überlassen, sich von dem Wesen des französischen Volkes ein Bild zu machen.

Für uns kann es sich nicht darum handeln, die Arbeit der Fachgelehrten zu übernehmen oder zu ergänzen. Auch will uns scheinen, daß die Wissenschaft der volklichen Wesenskunde noch in ihren ersten Anfängen steht. Es wäre also voreilig, schon jetzt etwas über die „Wesensmitte“ irgend eines Volkes auszusagen. Hier soll daher unter Verzicht auf letzte metaphysische Erklärungen nur der Versuch gewagt werden, die Eigenart des Franzosen und des Deutschen in einer kurzen, zusammenfassenden Darstellung zu beschreiben, die vielleicht — dieser Zweifel soll nicht unterdrückt werden — der Wahrheit nahe kommt. Schließlich handelt es sich doch um eine Angelegenheit, an der wir alle interessiert sind und die nur durch das Nachdenken und den Austausch der Erfahrungen vieler geklärt werden kann.

Freilich wird jeder Versuch, eine volkliche Wesenskunde zu schreiben oder auch nur zu beurteilen, immer ein Wagnis sein. Zu groß ist das Gebiet, das überblickt und abgemessen werden muß; zu verschieden sind bei den einzelnen die Eindrücke, Auffassungen, Wertungen, Zu- und Abneigungen. Wenn daher die Ergebnisse eines solchen Versuches auch schwerlich auf allgemeine Zustimmung rechnen können und vielleicht sogar leidenschaftlichen Widerspruch wecken, so sind sie doch eine Anregung für alle, das, was sie erleben und vor Augen haben, deutlich zu sehen und sich bewußt zu machen.

Bevor wir daher über die Wesensart des Deutschen und des Franzosen sprechen, wird es gut sein, sich über Ziel und Weg und Grenzen der volklichen Wesenskunde klar zu werden, damit man weiß, was sie leisten will und kann; denn dieser jungen Wissenschaft drohen besondere und heimliche Gefahren. Mehr als anderswo ist hier zu befürchten, daß das Ergebnis der Forschung schon im Anfang vorweggenommen wird und die Belegstücke bewußt oder unbewußt zu dem gewünschten Ziele gewählt und gruppiert werden. Noch schlimmer wäre es, wenn die Wesenskunde zu einem pseudo-wissenschaftlichen Mittel der nationalen Propaganda mißbraucht würde und jedes Volk aus ihr nur das eigene Loblied heraushören und für den Tadel sein Ohr ver-

¹ Vgl. L. Spiger, Die neueren Sprachen (Marburg, Juni 1927); v. Aster, Zeitschrift für französische Sprache und Literatur (Jena u. Leipzig 1927) 156—161; W. Klemperer, Deutsche Literaturzeitung (Berlin 1927) 2247—2250 und Literaturblatt für germanische und romanische Philologie (Leipzig 1928) 89—98.

schließen wollte. Darum muß vorab die Frage gestellt werden, ob und wie eine vollkliche Wesenskunde als Wissenschaft überhaupt möglich ist.

Ein gewichtiger Einwand meldet sich hier an, der diese Möglichkeit zu bestreiten wagt und jede vollkliche Wesenskunde zu einer Sammlung subjektiver Wertungen herabzudrücken und zu verurteilen scheint. Sind wir nicht alle einem bestimmten Volke und Lande zugehörig, mit seiner Milch genährt und auch in unserem Urtheil und Wollen, unserem Wünschen und Hoffen ihm verhaftet? Leben wir nicht beständig in den Anschauungen und Befangenheiten unseres Volkes, die wir in uns einsaugen wie die Luft, die uns von allen Seiten umgibt? Schauen wir nicht alles durch ein gefärbtes, verschönerndes oder verzerrendes Glas, während wir uns einbilden, die Wahrheit zu erkennen? Ist nicht hier mehr als anderswo jedes Urtheil durch den besondern Standort des Urtheilenden bedingt und bestimmt? Gleicht daher nicht das Streben nach objektiver Erfassung der vollklichen Eigenart dem Versuche, über unsern Schatten zu springen?

Auch Wechsler hat diese Schwierigkeit gefühlt. Etwas zugespitzt, aber doch zutreffend bemerkt er, daß das Wörterbuch trägt, weil die Worte und Begriffe von der „Wesensmitte“ eines Volkes her ihre eigenartige Bedeutung und Umwelt erhalten und jede Übersetzung Sinn und Farbe ändert. Aber dieser Einwand wird uns weniger befremden, wenn wir betrachten, daß nicht nur die Völker, sondern auch die Individuen verschieden empfinden, und daß streng genommen die Gedanken- und Gefühlswelt jedes Menschen „unübersetzbar“ ist. (Schiller: „Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.“) Aber wie diese Unübersetzbarkeit den geistigen Verkehr und das geistige Verstehen unter den Individuen nicht hindert, sondern oft geradezu bereichert, so ist es auch unter den Völkern. Ihre Verschiedenheit in Auffassung und Gefühl ist kein unübersteigliches Hindernis für das gegenseitige Verstehen. Nur muß man auf dieses Hindernis und diese Fehlerquelle für die Erkenntnis bewußt achten und sich bemühen, das Urtheil von subjektiven Einflüssen möglichst freizuhalten. Dadurch unterscheidet sich wissenschaftliche Forschung von leidenschaftlicher Parteinahme. Dabei bleibt bestehen, daß die Urtheile etwa über den Deutschen und den Franzosen immer Verschiedenheiten aufweisen werden, je nachdem sie von einem Deutschen, Franzosen oder einem Angehörigen eines andern Volkes gefällt werden. Doch wird diese Verschiedenheit der wissenschaftlichen Erkenntnis keinen Eintrag tun, wenn die Urtheile sich ihrer Grenzen bewußt bleiben und nicht mit dem Anspruch der Unfehlbarkeit auftreten.

Mit aller Entschiedenheit muß aber die vollkliche Wesenskunde es ablehnen, ein Richteramt unter den Völkern auszuüben; denn sie hat es nicht mit Wertunterschieden, sondern mit Seinsunterschieden zu tun. Das eine Volk ist an sich weder besser noch schlechter, sondern eben anders als das andere. Die Wesenskunde soll jede Eigenart in ihrer Tatsächlichkeit erforschen und darstellen. Zwar stehen die Anlagen eines Volkes in einem tieferinnerlichen Verhältnis zu seinen Tugenden und Lastern, zu seinen Siegen und Niederlagen; aber die Anlagen selbst sind, so unterschiedlich sie auch physisch sein mögen, in moralischer Hinsicht indifferent und können zum Guten und Schlechten verwandt werden. Die Tatsache, daß aus den verschiedensten Völkern große Heilige und Heroen der Menschheit hervorgegangen sind, beweist deutlich, daß die Anlagen keines

Volk es der Erlangung des sittlichen Ideals und der Hervorbringung überragender Schöpfungen entgegenstehen. Wer aber wäre weise genug, zu entscheiden, ob dieses oder jenes Volk einen besseren oder schlechteren Gebrauch von seinen Anlagen gemacht hat? Jeder nationale Pharisäismus ist also unangebracht.

Mit gutem Grund bemerkt daher der Münchner Romanist Karl Voßler¹: „Wenn wir fragen und streiten, wer von den europäischen Völkern die reichste Kultur, die tiefste Wissenschaft, die stärkste Dichtung besitzt, ob den Franzosen, Engländern oder uns Deutschen die Palme gebührt, so geht es dabei nicht um die Wahrheit, sondern um die Macht. Daß derartige Fragen aus der Leidenschaft des nationalen Wettseifers stammen und unwissenschaftlich sind, ersieht man unter anderem daraus, daß sie in Zeiten des Krieges und Völkerhasses brennend werden, in Stimmungen und Zeiten friedlichen Forschens aber ihren Stachel verlieren und einschlafen. Die völkischen Begierden und Erregungen müssen sich legen, die nationalen Werte zurücktreten, wenn die menschlichen der Dichtung und Wissenschaft in unserem Bewußtsein herrschen sollen. Solange irdischer Brand den Himmel rötet, kann man die Sterne nicht sehen.“

Was nun ist der Gegenstand der völkischen Wesenskunde? Was suchen wir, wenn wir z. B. nach dem Wesen des Deutschen, des Franzosen fragen? Es kann sich hier nicht darum handeln, einen allgemeinen Begriff (genus oder species) zu finden, der sich ohne weiteres auf jeden einzelnen Deutschen oder Franzosen anwenden ließe. Das wirkliche Leben mit seiner ungeheuren Mannigfaltigkeit spottet des Versuchs, es in einen starren Begriff einzufangen, und durchbricht jede Regel mit verblüffenden Ausnahmen. Der Deutsche, der Franzose, den die Wissenschaft beschreibt, ist nichts anderes als die Summe von bestimmenden und vorherrschenden Eigenschaften des Geistes, Gemütes, Willens und Handelns, die aus einer Fülle von Einzelbeobachtungen abgezogen und in einen Typus gesammelt sind. Doch ist dieses Abstraktum keine graue, weltferne Theorie; denn es nimmt in den einzelnen Vertretern der betreffenden Nation greifbare Gestalt an, wenn auch nicht rein und unvermischt, so doch mehr oder minder. Der Typus spiegelt sich im Wirklichen wider, begründet eine Art Verwandtschaft und ist für den denkenden Geist ein Hilfsmittel zur rechten Erfassung des Konkreten. Wer den Deutschen, den Franzosen kennt, wird auch die Deutschen, die Franzosen leichter verstehen.

Wie aber finden wir die bestimmenden und vorherrschenden Eigenschaften, da niemand die Fülle der Erscheinungen überschauen kann? Wie erlangen wir die Sicherheit, daß wir den Typus und nicht die Abweichung oder Ausnahme treffen? Dadurch, daß wir unsern Blick richten auf das Bleibende in der Erscheinungen Flucht, auf die ursprünglichen, unverfälschten Äußerungen des Volkslebens, der Sprache, der Religion, auf die großen Schöpfungen der Wissenschaft und Kunst, auf die Leit motive der Geschichte und Politik und besonders auf die hervorragenden Vertreter, in denen das Volk sich selbst und seine Eigenart wiedererkennt und anerkennt. Naturwissenschaftlich ausgedrückt: die besten unbeschädigten Exemplare machen die Wesensart am deutlichsten. Auch dies wird ein guter Fingerzeig für die Forschung sein, den Eindruck festzustellen, den das eine Volk auf das andere macht; denn in diesem Eindruck verrät sich nicht nur der Beurteilte, sondern vielleicht noch mehr der Beurteiler. Das gilt insbesondere von dem, was zwei Völker aneinander befremdlich oder komisch finden. Mit Recht hat Goethe bemerkt: „Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden.“ Denn indem wir in den Ansichten oder

¹ Zeitwende (München, März 1928) 193.

dem Verhalten eines andern etwas befremdlich oder lächerlich finden, zeigen wir an, daß wir auf etwas gestoßen sind, was unsern Denkgewohnheiten oder unserer Eigenart widerspricht¹.

Mögen aber die Unterschiede zwischen den Völkern noch so tief reichen, so ist doch wohl zu beachten, daß alle derselben menschlichen Natur teilhaftig sind. Aus dieser Wesenseinheit ergeben sich weitgehende Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten. Man darf also die volklichen Wegscheiden nicht bis in die „Wesensmitte“ vorschieben. Alle Völker stehen unter denselben Welt- und Lebensgesetzen, und auf allen lasten die großen Fragen des Daseins. Durch alle Lande schreitet die menschliche Not, und an allen Türen klopft Krankheit und Tod, wie auch in allen Herzen die Sehnsucht nach Licht, Liebe und Freude lebt. Selbst in den besondern Begabungen von Völkern, die sich sonst sehr unterscheiden, können sich Übereinstimmungen zeigen. So sind dem deutschen und dem französischen Volke gemeinsam: wissenschaftliche, künstlerische und technische Befähigung, Erfindungsgeist, organisatorisches Talent und militärische Tüchtigkeit, wiewohl sich auch in diesen Gemeinsamkeiten die Volksart verschieden ausspricht.

Ähnlichkeiten und Unterschiede hat nun die Wesenskunde in unparteilicher Forschung herauszufinden und zu vergleichen. Sie wird, wenn sie ihrer Aufgabe treu bleibt, nicht in allewege eine liebliche und liebenswürdige Wissenschaft sein können; denn da sie den Völkern den Spiegel vorhält, gibt sie nicht nur Licht-, sondern auch Schattenseiten wieder. Willkommen aber ist den Menschen durchgängig nur die angenehme Wahrheit, während doch gerade die unangenehmen Wahrheiten eine besondere Heilkraft besitzen. So wird die volkliche Wesenskunde nicht selten unhöflich scheinen, wenn und weil sie wahrhaft ist. Auch auf diesem Gebiet bedeutet die Wissenschaft eine Entzauberung.

Da heute die geistige Atmosphäre noch weithin unter den Nachwirkungen des Krieges steht, so ist vielleicht die Mahnung nicht unnütz, zur Beleuchtung der volklichen Wesensart die Kriegsliteratur möglichst wenig oder doch nur sehr kritisch zu verwerten. Einmal weil in ihr die Kriegspsychose, ein ungewöhnlicher Geisteszustand, sich ausspricht oder austobt; sodann aber, weil während des Krieges meist nicht das geschrieben wurde, was das Volk dachte, sondern was es nach Ansicht und Wunsch der Behörden denken sollte.

Auch das Verhalten der Truppen im Kriege und in der Nachkriegszeit wird man nur mit großer Vorsicht zur Volkskunde heranziehen dürfen. Ganz abgesehen davon, daß das Militär in allen Ländern nach denselben Methoden des Denkens und Handelns vorzugehen scheint, ist für den Soldaten das Bewußtsein der Macht immer eine Versuchung, sie zu mißbrauchen. Es regen sich daher in ihm Instinkte, die in normalen Zeiten nicht hervortreten und für seine Wesensart nicht bezeichnend sind. Das gilt besonders für Etappen- und Besatzungstruppen, bei denen leicht der Müßiggang und die Lockerung der Disziplin Ausschreitungen begünstigen. Ausschreitungen wird es geben, solange es besetzte Gebiete gibt.

Will man den Franzosen und den Deutschen miteinander vergleichen, um ihre Wesensart deutlich kenntlich zu machen, so müßten zu einer erschöpfenden

¹ Selbstbekenntnisse haben für die Wesenskunde nur dann Gewicht, wenn sie entweder allgemeine Zustimmung gefunden haben oder ihr Urheber in dem jeweiligen Punkte von großer Autorität ist. Sonst können sie sehr irreführen. Welch widersprechende Urteile sind nicht von deutschen Schriftstellern über deutsches Wesen gefällt worden!

Darstellung alle Gebiete des menschlichen Lebens gemustert werden. Hier seien nur einige Hauptpunkte herausgegriffen. Natürlich läßt sich das Wesen nur aus den Erscheinungen erschließen.

Bei einem Vergleich zwischen dem Deutschen und dem Franzosen fällt bei diesem sofort die größere Erregbarkeit (*vivacité*) auf. Er scheint beständig auf dem Quivive zu stehen, damit ihm nur ja kein Vorgang in seiner Umgebung entgeht, und er antwortet auf jeden Eindruck und Reiz mit einer Lebhaftigkeit, die sich auch in seinem Mienenspiel und seinen Gesten kundgibt. Empfänglichkeit und Aufgeschlossenheit für das Kommende und Bedeutsame zeichnen ihn ebenso aus wie Feinfühligkeit für die kleinen Einzelzüge des Lebens, und eine beschwingte Leichtigkeit (*gaieté*), die aber wohl von Leichtsinns zu unterscheiden ist, gibt ihm den Anschein der Sorglosigkeit und Überlegenheit. Er ist ein Meister der leichten, witzigen und geistreichen Unterhaltung, in der die zugespitzten Worte wie Bälle hin- und hergespielt werden und Langweiligkeit als der schlimmste Tadel gilt. Die helle Freude an kleinen Aufmerksamkeiten, Schmeicheleien und auch Sticheleien, am Glänzenden und Glitzernden, am Zierat und Spielzeug des Lebens läßt uns kühleren Deutschen die Franzosen leicht als ein „Volk von großen Kindern“¹ erscheinen; aber wir würden uns sehr täuschen, wenn wir sie im Ernste dafür hielten. Dies Volk weiß in der Tat sehr wohl, was es kann und was es will.

Die lebhafteste Anteilnahme des Franzosen an allem, was vorgeht, bringt es mit sich, daß er nur schwer irgend etwas *sine ira et studio* betreiben kann. Ruhige Ausgeglichenheit ist nicht sein Fall. Irgend ein geringfügiger Anlaß kann einen großen Brand entzünden. Daraus erklären sich die Hefigkeit und Leidenschaftlichkeit der Parteikämpfe, daraus die Rachsucht bis zur Grausamkeit, daraus die grauenvollen Bürgerkriege und Revolutionen, in denen das Blut der Franzosen von Franzosen vergossen wurde. Aus der leichten Erregbarkeit entspringt auch die Wandelbarkeit, Unrast, Unbeständigkeit und Neuerungsucht. Schneller als anderswo schwankt in Frankreich die Volksgunst zwischen dem Hosanna und dem Crucifige. Im allgemeinen neigt das Affektleben des Franzosen mehr zu den Extremen als im Deutschen. Das zeigt sich im Guten wie im Schlechten. So kann man wohl sagen, daß es in Paris mehr Engel und mehr Teufel gibt als in Berlin.

Nur in scheinbarem Widerspruch zu seiner Erregbarkeit steht der starke Formwille des Franzosen. Tatsächlich ist er ihre notwendige Ergänzung und Begrenzung. In jahrhundertelanger Erziehungs- und Kulturarbeit hat das französische Volk für sein privates und öffentliches Leben feste Formen nicht nur gesucht, sondern auch gefunden. Schon das äußere Auftreten des Franzosen zeigt bei aller Beweglichkeit eine bemerkenswerte Mischung von Sicherheit, Gewandtheit und Gemessenheit. In hervorragendem Maße verbindet er Ausdrucksbedürfnis und Ausdrucksfähigkeit und ist ein Meister des Gestus im eigentlichen und übertragenen Sinn. Auch die Angehörigen der unteren Schichten verstehen es, sich geschickt zu benehmen und geschickt auszudrücken. Der Franzose ist gleichsam immer in Positur, bedacht auf den Eindruck, den er bei andern hervorruft und hervorrufen will. Uns scheint das

¹ So auch „Frankreichkunde“ I (1928) 56, leider ohne Anführungszeichen.

oft als Eitelkeit oder Geziertheit; doch spricht sich darin ein gut Stück Selbstbeherrschtheit aus oder auch das Erbe der altrömischen dignitas, die sich nichts vergeben will.

Nicht umsonst ist Frankreich und zumal Paris die hohe Schule des feinen Tones und des edlen Geschmacks. Der französische Salon ist in der ganzen Welt berühmt geworden. Der gute Ton, der Artigkeiten und Schmeicheleien ohne Aufdringlichkeit zur Pflicht macht, vor allem aber jeden Verstoß gegen die feine Sitte verpönt, hat auf das ganze Volk, wenigstens auf sein äußeres Verhalten, erzieherisch gewirkt. Ein wählerischer Geschmack hat über das Land einen Schimmer von Bornehmheit, Glanz und Schönheit ausgegossen, und die Lebhaftigkeit des französischen Temperaments hat es verhütet, daß die Formen tot und steif wurden. Bis in die kleinsten Einzelheiten des täglichen Lebens läßt sich das verfolgen. Trotz der Allgewalt der Mode, die lange Zeit von Paris einfachhin bestimmt wurde, weiß der Franzose und besonders die Französin ihrer Kleidung eine aparte, persönliche Note zu geben. Auch bei seinen Mahlzeiten ist der Franzose wählerisch und liebt reiche Abwechslung, während der Deutsche das tatkräftige Verweilen bei einem Leibgericht vorzieht.

Der beste Beweis für den Formwillen des Franzosen ist aber doch wohl die äußerste Sorgfalt, die er auf den Stil verlegt. Kein Volk der Erde hat seine Sprache so gepflegt, ja einen solchen Kult mit seiner Sprache getrieben und sich an seiner Sprache so berauscht wie das französische. Die Meisterschaft des *bien dire* hat den Franzosen zum „Sekretär des menschlichen Geistes“ gemacht. Auf den rechten Ausdruck (*l'expression juste et exacte*) legt er den höchsten Wert und verwendet er von Jugend auf die größte Mühe. Jeder Aufsatz, jedes wissenschaftliche Buch, jeder Roman muß vor allem *bien composé* sein¹. Daraus erklärt sich die leichte Lesbarkeit und Durchsichtigkeit der französischen Bücher.

Schopenhauer sagt in seiner Abhandlung „Über Schriftstellerei und Stil“: „Keine Prosa liest sich so leicht und angenehm wie die französische. . . Der Franzose reiht seine Gedanken in möglichst logischer und überhaupt natürlicher Ordnung aneinander und legt sie so seinem Leser sukzessive zu bequemer Erwägung vor, damit dieser einem jeden derselben seine ungeteilte Aufmerksamkeit zuwenden könne. Der Deutsche hingegen schiebt sie ineinander, zu einer verschränkten und abermals verschränkten und nochmals verschränkten Periode, weil er sechs Sachen auf einmal sagen will, statt sie eine nach der andern vorzubringen.“ Es kommt daher nicht selten vor, daß ein deutscher Gelehrter die mühsamen Voruntersuchungen zu einer Frage in einem unverdaulichen Wälzer liefert, aber dann ein Franzose die gewonnenen Ergebnisse in eine lesbare Darstellung bringt. Aus der entsprechenderen Form, in der die Bücher geschrieben werden, erklärt es sich auch, warum in Frankreich eine weit größere Schicht von Gebildeten an dem literarischen und wissenschaftlichen Leben innern, verständnisvollen Anteil nimmt als in Deutschland. Was bei uns Stubengelehrsamkeit ist und nur von verhältnismäßig wenigen beachtet wird, ist drüben eine Angelegenheit des öffentlichen Lebens. Die Freude an der sprachlichen Form ist zugleich die Ursache, warum in Frankreich viele Bücher, auch wenn ihre Tendenz entschieden abgelehnt

¹ Die äußere Ausstattung der Bücher ist allerdings arg vernachlässigt und kann keinen Vergleich mit den deutschen aushalten.

wird, wegen ihres gewandten Stils gelesen werden. Der Kult der Sprache macht auch die hohe Wertschätzung begreiflich, der sich der *homme de lettres* und der *écrivain* erfreut; er erklärt allerdings auch die furchtbare Macht des Schlagworts, der Phrase.

Dabei darf keineswegs übersehen werden, daß die Zucht des Wortes auch auf die Zucht und wirksame Vertretung des Gedankens beträchtlichen Einfluß übt. Dieselben Gedanken, die in deutscher Formlosigkeit nüchtern oder gar banal erscheinen würden, können in französischer Fassung wie ein Feuerwerk wirken. Freilich oft nur wie ein Feuerwerk. Denn es bleibt doch wahr, daß der Kult des Wortes leicht zum Selbstzweck wird und der Überschwang schöner Worte dem Schaume gleicht, der den Durst nicht stillt. Auch verleitet die Geschmeidigkeit der Sprache nur zu oft dazu, über schwierige, heikle Fragen mit leichter Hand, *more gallico*, hinwegzugleiten oder auch mit „gallischer Redepracht“ zu glänzen¹.

Freilich fordert eine gerechte Beurteilung, daß wir an die Handhabung der Sprache im Französischen den entsprechenden Maßstab anlegen. Wenn uns Deutschen die Rhetorik und die Komplimente des Franzosen hohl und unaufrichtig scheinen, so geschieht es, weil wir sie für bare Münze nehmen, während der Franzose sehr wohl weiß, wie sie zu verstehen sind. Damit hängt es auch zusammen, daß der Franzose (und überhaupt der Romane) die weitestgehenden Umschweife und Ausreden als erlaubte Vorbehalte betrachtet, während der Deutsche darin gleich Lüge oder Falschheit sieht.

Wie die französische Akademie in strengster Weise die Sprache regelt, so spricht sich überhaupt in allen Formen des Lebens die Vorliebe des Franzosen für Regel und Regelung aus. Dabei ist Paris die unbestrittene Herrscherin des Landes. Diese Stadt nimmt ja durch Geschichte und Bedeutung im Leben des Franzosen eine ganz andere Stellung ein als etwa Berlin in Deutschland.

Durch den Formwillen (*le goût d'ordre*) hat sich der Franzose selbst die Dämme geschaffen, die ein Übersäumen seines Temperaments verhüten sollen. Aber dieser Formwille hat doch unleugbar auch seine Nachteile. Es ist gewiß kein Zufall, daß von einem Franzosen der Ausspruch herrührt, die Worte seien dazu da, um die Gedanken zu verbergen. Die ausgebildeten Formen der Sprache und des Umgangs haben aus den Franzosen ein Volk von Diplomaten gemacht, so daß es oft recht schwer ist, die wahre Gesinnung und den Ton des Herzens zu erkennen, wiewohl die Höflichkeit der Sprache den Franzosen keineswegs hindert, unter Umständen recht deutlich zu werden und mit lächelnder Miene die spigesten Pfeile zu entsenden. Es gibt gewiß auch im französischen Volke Menschen mit tiefem Gemüt, aber es scheint, daß dieses Gemüt bei der Gemessenheit aller Formen und der gesellschaftlichen Dämpfung der Gefühle nur mühsam einen natürlichen, ursprünglichen Ausdruck findet. Rousseau hat daher in seinem ersten Werk, gewiß mit einiger Übertreibung, die Ulgewalt der herkömmlichen Sitte beklagt². Damit mag

¹ Der nicht immer höfliche Hieronymus (Ep. 58, 10) hat schon über Hilarius von Poitiers geurteilt: *Gallicano cothurno attollitur*. Im Eingang seines Werkes *De Trinitate* (1, 38) erbittet sich Hilarius bezeichnenderweise nicht nur Einsicht und Wahrheit, sondern auch: *verborum significationem* und *dictorum honorem*.

² *Qu'il serait doux de vivre parmi nous, si la contenance extérieure était toujours l'image des dispositions du cœur, si la décence était la vertu. . . . Sans cesse la politesse exige, la bienséance ordonne; sans cesse on suit des usages, jamais son propre génie* (S. 519).

es zusammenhängen, daß sich die Lyrik, dieses reine Atmen des Gemütes, in Frankreich (mit einigen Ausnahmen in der Gegenwart) nicht recht entfalten konnte — eine Tatsache, die von französischen Kennern offen zugegeben wird¹. Auch die religiöse Poesie Frankreichs ist arm im Vergleich zu der anderer Länder.

Mit dieser Feststellung haben wir bereits den Übergang gefunden zu einer weiteren hervorragenden Eigenschaft des Franzosen. Es ist ein stark rationaler Zug. Man könnte von einem Rationalismus sprechen, wenn dieses Wort nicht schon anderweitig vergeben wäre und des üblen Nebensinns entbehrte: „Französisches Denken fordert klaren Horizont, geschlossene Räume, feste Wände . . . Das Definieren ist des Franzosen Wonne: die Dinge in Begriff und Wort abgrenzen und beherrschen wollen . . . Wir Deutsche, das hat Nietzsche scharfsinnig angemerkt, sind unserem westlichen Nachbar schon darum unlieb, weil er unsere Art in keinen seiner Begriffe zwingen kann“ (S. 78 79). Genaue Beobachtung und klare Herausstellung der Tatsachen und ihrer wechselseitigen Beziehungen und ihre Erklärung durch Gesetze ist das, was die verstandesmäßige Arbeit des Franzosen auszeichnet. Er ist ein scharfer Analytiker und Dialektiker. Darum ist er Meister in allen Fächern, in denen die Berechnung Triumphe feiert: in Mathematik, Physik, Chemie, Erkenntnis-kritik und Logik. Überhaupt zeichnet ihn der *esprit critique* aus. So erklärt es sich, daß man in Frankreich so viele große Schriftsteller findet, die im wesentlichen Kritiker sind. Weniger Fähigkeit zeigt der Franzose für Metaphysik, Musik und Poesie.

Frankreich ist in der Tat, wie kürzlich der Franzose Baldensperger gesagt hat, das Land der Evidenz (S. 360). Der Franzose hat das sichere Vertrauen, durch die Vernunft die Menschen und die Welt meistern zu können, und dieses Vertrauen gibt ihm auch in seiner praktischen Zwecksetzung Zuversicht und Festigkeit. Alle Künste, um auf Menschen zu wirken, werden in Frankreich eifrig und zielstrebig gepflegt. Daher die ausgesprochene Vorliebe für Psychologie als das beste Hilfsmittel zur Beherrschung der Menschen. Daher das Vertrauen auf die Macht der Erziehung, die, wenn sie nur rationell betrieben wird, ihr vorgestelltes Ziel erreichen muß. Auch die Rhetorik, die sonst weithin in Verfall und Verfall geraten ist, steht drüben in hoher Achtung und Blüte; sie ist zumal für den Politiker die geradezu unumgängliche Vorbedingung des Erfolges. Obschon der Franzose nicht so wie der Deutsche als Schulmeister gilt, trägt doch die französische Literatur bis in den Roman hinein einen durchaus lehrhaften Charakter; sie will unterrichten und Vorbilder aufstellen. In der Herstellung von Manuels wetteifern die Franzosen mit den deutschen Hand- und Lehrbüchern.

Der scharfe, schneidende Verstand zeigt sich auch im französischen Witz, der hauptsächlich Wortspiel, Karikatur, Ironie und Sarkasmus ist. Der Franzose hat kein inneres Verständnis für den deutschen gutmütigen Humor, wie er sich etwa in den früheren

¹ Der Literaturhistoriker Lafson schreibt: *Le français n'est pas lyrique. Trois ou quatre fois dans les dix siècles que compte son histoire littéraire, il a fait effort pour se créer une poésie lyrique; ce n'est que de nos jours qu'il a vraiment réussi. Cette impuissance prolongée était le revers de nos qualités* (Hist. de la litt. fr.¹² 82; vgl. „Frankreichkunde“ I 86 147).

„Fliegenden Blättern“ oder in unsern studentischen „Bierzeitungen“ findet. Derartiges „Aufziehen“ scheint ihm überdies mit der Achtung und Selbstachtung kaum vereinbar, während der Deutsche Wonnen erleben kann, wenn er andere in harmloser Weise aufzieht oder selbst aufgezogen wird. Der feine oder derbe Spott, der drüben alles benagt und zerlegt, hat im französischen Charakter tiefe Spuren hinterlassen. Er wirkt wie eine beständige Kritik, verfolgt alles wirklich oder vermeintlich Unzulängliche, alles Schwärmerische und Träumerische, schärft den bon sens, verführt aber auch zum dilettantischen Spielen mit ernstern Dingen¹. Leider macht dieser Spott auch vor dem Heiligsten nicht halt. So ist es gekommen, daß Frankreich, das der Kirche so viele große Heiligen schenkte, auch die Arsenale geschaffen hat, denen bis auf den heutigen Tag die Freigeisterei der ganzen Welt die Waffen des Spottes entnimmt.

Ein berühmt gewordenes Wort besagt: „Was nicht klar ist, ist nicht französisch.“² Die Klarheit, die sich im Denken und in der Sprache des Franzosen offenbart, ist ein hoher Vorzug und gewaltiger Schutz. Aber das unbedingte Streben nach Klarheit kann auch zu einer Versuchung oder Schranke werden. Es verleitet nicht selten zu einer Vereinfachung und Verkürzung der Probleme, und die klare Antwort entspricht dann nicht der eigentlichen Frage. Die letzten, tiefsten Fragen der Menschheit zeichnen sich nicht durch sonderliche Klarheit aus. Sonst würde der Streit um sie nicht immerfort hin- und hergehen. Es hat schon eine gewisse Berechtigung, wenn Wechsler (578) Deutsche und Franzosen gegenüberstellt als das „Volk der dunklen Fragen und der klaren Sätze“.

Als letzte bedeutsame Eigenschaft des Franzosen dürfen wir sein hochentwickeltes Ehrgefühl feststellen. Der starke Drang, sich auszuzeichnen und hervorzutun, dem als Schatten die Eifersucht folgt, ist ihm gleichsam angeboren und begleitet ihn durchs Leben. Dieses Ehrgefühl mag oft die Formen der Eitelkeit annehmen, aber es darf selbst nicht als Eitelkeit gescholten werden; denn es ist zugleich der Antrieb zu großen Taten. Aus diesem Ehrgefühl erklärt es sich, warum Prestige-Fragen in Frankreich eine so große Rolle spielen. Sobald der point d'honneur berührt wird, kennt der Franzose keinen Spaß. Mehr als für andere Völker gilt daher für das französische, daß die Lächerlichkeit tötet. Die ganze Erziehung ist durchsetzt durch ein Prämiensystem, um den Ehrgeiz anzustacheln, und selbst noch die wissenschaftlichen Werke großer Gelehrten werden durch Preise gekrönt. Die französische Akademie unterzieht sich jedes Jahr der schwierigen Aufgabe, selbst Tugendpreise (prix de vertu) zu verteilen.

Dieses Ehrgefühl hat mit allem, was französisch heißt, einen festen Bund geschlossen, und so tritt es uns oft als nationales Selbstgefühl entgegen. Der Glaube, daß alles Große in oder durch Frankreich geworden ist, dieser Glaube

¹ In einem Aufsatz über La vertu française schildert Louis Madelin die eigenartige Mischung im französischen Wesen: Le Latin a mis dans notre sang la raison qui discipline le sentiment et le Gaulois l'ironie qui le tempère: raison et ironie mêlées se traduisent par le bon sens. Le Français, qui n'est ni Don Quichotte ni Sancho Pança, a un peu des deux (Revue hebdomadaire, März 1927, 185).

² Ce qui n'est pas clair, n'est pas français. Das Wort stammt von Rivarol, und zwar aus dessen Discours sur l'universalité de la langue française. Dieser Discours war die Beantwortung einer Preisfrage der Berliner Akademie (1783): Qu'est-ce qui a rendu la langue française universelle? Vgl. „Frankreichkunde“ I 80.

ist aufrichtig und von keinem Zweifel angekränkt. Die vielen französischen Reden über die französische *vertu*, *générosité* und *gloire* werden von uns oft mißverstanden; sie sind durchaus keine bloße Rhetorik, sondern echt und ehrlich gemeint, während man den Bravaden unserer Alldeutschen das Geschraubte und Gemachte anmerkt. Die Empfindungsweise der beiden Völker ist in dieser Hinsicht sehr verschieden.

Das Gefühl der Überlegenheit, ohne das dem Franzosen das Leben unerträglich wäre, macht ihn weniger empfänglich für die Kulturgüter anderer Völker; er sieht in dem Andersgearteten eher etwas Falsches oder Feindliches als ein Problem, das der Erschließung harret. Dagegen drängt es ihn, die eigene Art oder Auffassung auch andern mitzuteilen, und eine unleugbare Enge des nationalen Blickfeldes gestattet es ihm, Frankreich und die andern Völker nach ganz verschiedenem Maßstab zu messen. Kein Volk ist so rührig und geschickt in seiner Kulturpropaganda wie das französische; kein Volk auch so erstaunt und enttäuscht, wenn andere für französische Art keine Bereitwilligkeit zeigen. Es herrscht heute in Frankreich ein ehrliches und schmerzliches Erstaunen darüber, daß die Elsäßer diesem Lande nicht voll Dankbarkeit ihre ganze Liebe schenken, sondern hartnäckig auf ihre Heimatrechte pochen.

Dieses nationale Ehrgefühl lodert in hellen Flammen auf, wenn die Stunde der Gefahr geschlagen hat. Denn ganz anders als beim Deutschen sind beim Franzosen Nation, Kultur, Sprache und Geschichte in eine untrennbare Einheit zusammengefloßen, die aber von einem zahlenmäßig nicht sehr großen Volke zu verteidigen ist¹. Daher sieht der Franzose in jeder ernsten Krise diese ganze Einheit bedroht, und so erscheint ihm der Feind Frankreichs als der Feind alles Wahren, Guten und Schönen. Jedenfalls gelingt es den literarischen Führern leicht, die Sache so darzustellen. Nicht aus den wirklichen oder angeblichen Kriegsgreueln, sondern schon aus der Tatsache, daß die Deutschen gegen Frankreich kämpften, erklärt es sich, daß sie den Franzosen als Barbaren und Mächte der Finsternis erscheinen mußten. Die Sorge um den Bestand der französischen Nation und Kultur ist es, die auch heute noch, da Deutschland entwaffnet ist, den Ruf nach Sicherheit und Sicherheiten nicht verstummen läßt.

Hier sei aber beigelegt, weil es in der einschlägigen Literatur meist übersehen wird, daß der Franzose nicht nur für die Ehre seines irdischen Vaterlandes zu kämpfen weiß, sondern auch für die der Kirche. Frankreich ist das Land, das in den letzten Jahrhunderten die Hauptmasse der katholischen Missionare gestellt hat. Mit einer Begeisterung und Opferfreudigkeit, die über alles Lob erhaben sind, haben Tausende und aber Tausende hochherziger Seelen ihr Vaterland für immer verlassen, um sich dem Dienste derer zu widmen, die in der Nacht und im Todesschatten weilen. Sie trugen dabei nicht nur das Kreuz in entfernteste Länder, sondern auch — oft in übertriebener Weise — den Ruhm ihrer Heimat. Das ist der Sinn jenes, in seiner absoluten Fassung unrichtigen Wortes: *La France, c'est le catholicisme*. Die französische Regierung, auch wenn sie kulturkämpferisch war, hat das wohl erkannt und sich in der Ferne um das Protektorat der katholischen Missionen beworben, indem sie sich an den Satz Gambettas hielt, daß der Antiklerikalismus kein Ausfuhr-

¹ Zwar hat Frankreich heute ein großes Kolonialheer zur Verfügung. Aber es ist zweifelhaft, wie lange noch sich die farbigen Völker für die Interessen der weißen schlagen werden.

artikel sei. Von diesem Ruhmestitel Frankreichs darf eine tiefdringende, unparteiische Wesenskunde nicht schweigen. Auch er offenbart uns einen Charakterzug des französischen Volkes; er beweist, daß der Franzose nicht nur für Begriffe, sondern auch für Ideen zu leben und zu sterben versteht¹.

In der Charakteristik des Deutschen dürfen wir uns kürzer fassen; denn er ist uns allen aus dem Leben bekannt. Im Vergleich zum Franzosen ist er ruhiger, bedächtiger, langsamer, oft geradezu schwerfällig und steif. Aber die Eindrücke und Entschlüsse haften bei ihm zäher und nachhaltiger, und darum zeigt er nicht den Grad von Wandelbarkeit und Unbeständigkeit wie sein Nachbar. Er gerät nur schwer in große Begeisterung, aber auch die wilden Ausbrüche der Leidenschaft sind bei ihm seltener. Man hat gesagt, daß der Deutsche nicht das Zeug zu einem Revolutionär habe, und die deutschen Revolutionen müssen im Vergleich zur französischen gewiß zahm genannt werden. Der Deutsche ist im Grunde kein tiefer Hasser. Eine angeborene Gutmütigkeit und Gutherzigkeit leiten ihn an, sich in die Lage des andern zu versetzen und ihr gerecht zu werden. So erklärt es sich, daß der Deutsche im Weltkriege kein Schimpfwort zur Bezeichnung seiner Feinde gefunden oder angewandt hat. Wohl kann auch er in Zorn geraten und dann roh und gewalttätig werden, aber berechnete Grausamkeit liegt ihm nicht.

Es wäre gewiß irrig, wenn wir den Deutschen zum Unterschiede vom Franzosen einfachhin als formlos bezeichnen wollten. Wohl aber spielen bei ihm die äußern Formen nicht jene große Rolle wie bei seinem westlichen Nachbarn. Da der gesellschaftliche Zwang in Deutschland weit lockerer ist als drüben, ist der Deutsche stets in Versuchung, die äußern Formen geringzuschätzen und zu vernachlässigen. Zu leicht übersieht er dabei, daß auch die äußern Formen Kultur einschließen und Schutz und Stütze gewähren². In Haltung und Verkehr ist er ungezwungener, „gemüthlicher“; eine schlichte, ehrliche, vielleicht derbe Sprache ist ihm lieber als die geschmeidige, aber doppel sinnige des feinen Tones. Dem Deutschen dünkt die peinlich-genaue Beobachtung aller äußern Formen wie ein Zeichen der Fremdheit, des Mißtrauens oder gar der Feindschaft. Was bei dem Franzosen Natur, würde beim Deutschen gekünstelt, unecht scheinen. Das ist der wahre Sinn des überspizten Wortes: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.“

Eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Form offenbart sich auch in der Art und Weise, wie der Deutsche seine reiche, aber schwierige Sprache handhabt. Er kann das Wort so hoch unmöglich schätzen und vertraut allzu gerne dem

¹ Wechsler (557) scheidet mit Fichte Ideen von Begriffen: das, was uns ergreift, von dem, was wir begreifen. — In der „Frankreichkunde“ hat Hermann Plag das religiöse Leben in Frankreich behandelt und dabei manche landläufige Anschauungen berichtigt.

² Diesem Punkte fügt Wechsler (536) eine praktische Nutzenanwendung bei: „Hier freilich trennt ein deutlicher Unterschied den deutschen Osten von dem älteren Westen. Man kann in einem tiefen Schwarzwaldtal einfache gute Menschen finden, die ganz aus reiner ehrlicher Gesinnung die gute Form mühelos von selber finden. Man kann hier in Berlin oft Leute sehen, die, von dem alten Anstand los und ledig, Anständigkeit noch mehr vermissen lassen. Hier wäre man für einige Höflichkeit erkenntlich, auch ohne die des Herzens zu erwarten. Hier freilich sind, und das ist nicht zu leugnen, gewisse Sorten des Reserveleutnants und Unteroffiziers mit ihren Grimassen leider vorangegangen.“

trägerischen Satz, als trage Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor. Daher die Vernachlässigung und Mißhandlung der sprachlichen Form. Auch heute noch machen viele deutsche Bücher und Aufsätze den Eindruck, als ob der Stil die letzte unserer Sorgen sei. Man merkt den deutschen Werken das mühsame Ringen an, das selten zu einer völligen Meisterung des Stoffes und zu einer sorglosen Freude über das Erreichte gelangt. Der Deutsche kennt nicht den Kult der Sprache. Ihm ist die Sprache nur ein Werkzeug, das seine dienende Stellung nie verleugnen soll. Jede allzu gepflegte Sprache, die den Leser oder Hörer von dem Inhalt ablenkt, wird als Störung, als „Phrase“ empfunden und weckt Mißtrauen oder Unbehagen. Sprachkünstler haben immer nur einen kleinen Kreis um sich zu scharen vermocht; ihre Werke galten den meisten als kalt und „klassisch“. Die Poesie der Deutschen muß entweder tief ins Menschenleben hineingreifen oder schlicht und einfach zum Gemüte sprechen.

Auch in seinem staatlichen Leben hat der Deutsche bisher die feste Form nicht gefunden. Wir sind eher ein Volk von Staatsphilosophen als von Staatsmännern. Es ist daher bis jetzt nicht gelungen, einen festgegliederten und festbegründeten deutschen Staat aufzubauen und zu sichern. Immer wieder stürzte der Bau zusammen und mußte neu aufgerichtet werden. Auch jetzt stehen wieder überall die Baugerüste.

An Schärfe des Geistes, an künstlerischer und wissenschaftlicher Tüchtigkeit stehen sich das französische und das deutsche Volk ebenbürtig gegenüber, und der hohe Stand der Kultur in beiden Ländern hat immer wieder die Forscher von hien und drüben zum Austausch ihrer Schätze zusammengeführt. Aber auch in den Äußerungen der Vernunft spiegelt sich die volkliche Wesensart wider. Konnten wir bei dem Franzosen den rationalen Zug und das Streben nach Klarheit feststellen, so gewahren wir im Denken des Deutschen einen Trieb ins Weite und Tiefe, dazu eine Gründlichkeit, die bis zur Pedanterie geht. Mit einem Ernst, den keine Mühe bleicht, macht er sich auch an undankbare Aufgaben. Die philologische „Andacht zum Kleinen“ ist in Deutschland zu einer Meisterschaft ausgebildet, die kaum überboten werden kann. Auf die Herstellung zuverlässiger Texte wird eine unendliche Sorgfalt verwandt, und Handschriften, die herauszugeben sind, werden geprüft bis auf die Tintenspritzer¹.

Dagegen fällt es dem Deutschen schwer, sich Grenzen zu setzen und Abschlüsse zu machen. Er ist immer in Gefahr, sich ins Uferlose zu verlieren und dadurch sein Ziel zu verfehlen. Daher bei den deutschen Gelehrten die häufige Erscheinung, daß die weiteren Bände eines begonnenen Werkes immer dicker und unübersichtlicher werden, oder daß die Werke überhaupt nicht vollendet werden. Wechsler (86) erzählt dazu ein ergögliches Beispiel: „Einem hochgeschätzten Berliner Gelehrten, dessen Mut und Kraft keine Zweifel erlaubten, wünschte bei der Taufe seines Sohnes der nächstbefreundete Kollege, dieser Säugling möge dereinst zu den ersten Bänden seines Vaters die erwartete Fortsetzung schreiben.“ Bezeichnend ist auch, daß Goethes „Faust“, trotzdem der Dichter zu hohem Alter gelangte, ein Torso geblieben ist.

¹ Vgl. z. B. die Akademie-Ausgabe von Kants gesammelten Schriften XV (Berlin 1913) 531.

Dieß sich am Franzosen die Klarheit rühmen, so kann man vom Deutschen mit einiger Bosheit sagen: Je dunkler, desto lieber!¹ Daher ist Weltanschauung — dem Franzosen fehlt überhaupt ein entsprechendes Wort — das Thema, das er ohne Unterlaß abwandelt. Auch wenn er eine eng umgrenzte Frage bearbeitet, liebt er es, wenigstens am Anfang oder am Ende „metaphysische“ Erwägungen beizufügen. So wird er gewiß eines Tages auch die „Metaphysik des deutschen Zeichens“ schreiben, die, wie uns Wechßler (183), belehrt, noch nicht geschrieben ist. Auch Wechßlers großes Werk ist in dieser Hinsicht ein echt deutsches Buch. Der Deutsche ist ein großer Spekulant, und er spekuliert, bis ihm die Wahrheit in Dichtung übergeht. Das dunkle, unwegsame Grenzgebiet zwischen Traum und Wirklichkeit ist das weite Jagdrevier, in dem er nach Herzenslust umherschweift und aus dem er Theorien über Theorien, Poesien über Poesien als Beute heimbringt. Der Deutsche philosophiert nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit dem Gemüt.

Allerdings haben die andern gut klagen oder spotten über die Dunkelheit und Unklarheit des Deutschen. Dieser macht sich mit seinem bohrenden Verstand und seiner intellektuellen Ehrlichkeit an die schwierigsten Fragen, die er oft nicht lösen kann, die ihm aber auch die andern Völker nicht lösen können. Natur und Geschichte haben den Weg des Deutschen beschwerlich gemacht, und so lastet auf ihm immer etwas von der dunklen Macht des Weltgeheimnisses, von dem harten Ringen mit einem widrigen Schicksal. Die Leichtigkeit des Franzosen ist ihm nicht gegeben. Es ist dem Deutschen schwerer als andern, mit sich selbst fertig zu werden. Daher das Problematische in seinem Wesen. Aber aus Grübeleien und Schwärmereien erwachsen auch Wißbegierde und echt wissenschaftlicher Forschergeist, jener unstillbare Drang zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält. Aus der Tiefe seines Gemütes hat der Deutsche der Menschheit die kostbarsten Schätze der Kunst und Poesie geschenkt.

Freilich hat der Hang zur Grübeleien, das Einspinnen in die eigenen Gedanken im Deutschen auch den Dämon der Eigenbrötelei, der Uneinigkeit und Unschlüssigkeit geweckt, der ihn über den Hirngespinnsten seines Geistes die Wirklichkeit und das Gebot der Stunde nicht erkennen läßt. „Deutschland ist Hamlet“, hat daher Freiligrath geklagt.

Der Zug zum Einsamen und Eigenen prägt sich auch in der religiösen Haltung des Deutschen aus. Er will vor allem eine Religion für das Herz, für das Gewissen haben. Deshalb sucht er seine Frömmigkeit still zu üben und eher zu verbergen als zu zeigen. Vielleicht liegt darin auch der Grund, warum ihm in der französischen Frömmigkeit so manches als äußerlich, süßlich und unmännlich erscheint. Die erste deutsche Evangeliendichtung, der Heliand, schildert das Verhältnis des Christen zum Heiland unter dem Bilde der Mannentreue zu ihrem Herzog, schlicht, aufrichtig und herzig; sie hat darin wohl auch etwas vom deutschen Wesen ausgesprochen.

¹ F. Brunetière schreibt in seinen *Études critiques* (V [1893] 269): On se pique en français de dire clairement des choses parfois profondes, mais il semble qu'on se soit glorifié trop souvent en allemand d'avoir obscurément formulé des choses claires. . . . Il suffit à l'Allemand de se comprendre lui-même, et d'autant que les autres le comprennent moins aisément, il y voit une preuve de la profondeur de sa pensée. Le Français estimerait qu'il a manqué son but, s'il fallait peiner pour l'entendre, et il aime encore mieux passer pour superficiel que pour obscur.

Auch das Ehrgefühl wirkt sich im Deutschen anders aus als im Franzosen. Selbstverständlich ist auch der Deutsche für Lob und Anerkennung, für Titel und Orden empfänglich. Es gibt auch in Deutschland viele, die nach diesen Dingen verlangen. Aber der scharfe Tadel, mit dem der Deutsche alle Streberei belegt, zeigt deutlich, daß seinem Charakter diese menschliche Schwäche zuwider ist. Schon bei der deutschen Jugend kann man beobachten, daß ihr das Prämiensystem nicht behagt, und wo es eingeführt war, hat man es allmählich wieder abgeschafft. Auch im späteren Leben gilt uns mehr als äußere Ehrung ein herzliches, vertrauensvolles Verhältnis, die gerechte Bewertung unserer Arbeit, das Anhören und Berücksichtigen unserer Ansichten. Selbst barsche Umgangsformen nimmt der Deutsche leicht in Kauf, wenn er unter dem rauhen Äußern ein gutes, wohlwollendes Herz vermuten darf. Es ist beste deutsche Art, schlicht und einfach einer Sache zu dienen, ohne viel Aufhebens zu machen und ohne die Sonne zu suchen. Darum erträgt der Deutsche Verkennung und Zurücksetzung leichter als sein reizbarer und empfindsamer Nachbar. Oft mehr als gut, vertraut der Deutsche, daß das Echte sich trotz aller Hindernisse von selbst durchsetzen wird und keiner rhetorischen Empfehlung, keiner „Geste“ bedarf. Er versteht sich schlecht auf Propaganda.

Der Deutsche ruht nicht wie der Franzose im Besitz der eigenen Kultur. Er hat kein Zentrum, wie es der Franzose in Paris hat. Immer drängt es ihn hinaus in die Ferne und Weite. Er fühlt seine Ergänzungsbedürftigkeit durch fremde Nationen und Kulturen. Nach allen Seiten ausspähend, will er von allen Ländern lernen, und obwohl er in der praktischen Behandlung anderer Nationen leicht fehlgeht, hat er eine ausgesprochene Fähigkeit und Vorliebe, sich in die Gedankenwelt fremder Kulturen einzulieben, wobei er oft das Fremde auf Kosten des Eigenen überschätzt. Deutschland ist das klassische Land der Übersetzungen. Mehr als einmal hat der Deutsche fremden Völkern ihre Dichter und Künstler entdeckt und erklärt. Ja er muß immer wieder gemahnt werden, das Gute in der Nähe zu beachten und zu achten. Die Fähigkeit und Geneigtheit des Deutschen, sich anzupassen, sind auch die Ursache gewesen, warum die vielen Millionen deutscher Auswanderer nicht nur politisch ihrem Heimatlande verloren gingen, sondern nach kurzer Zeit meist auch ihre Sprache und ihre nationale Eigenart einbüßten oder bewußt aufgaben.

Auch der Deutsche liebt sein Vaterland und weiß dafür zu kämpfen. Aber diese Liebe äußert sich, entsprechend der Geschichte des Landes und der Eigenart seiner Stämme, mehr in innigem Heimatgefühl als in nationaler Begeisterung. Sie ist mehr die stille Freude an der heimischen Art oder die Sehnsucht nach der fernen Heimat, nicht das Verlangen, die eigene Denk- und Lebensart ändern aufzudrängen. Wohl haben in Deutschland Professoren, Dichter und Festredner zuweilen davon gesprochen, daß am deutschen Wesen die Welt genesen solle. Aber sie waren sich dabei über das deutsche Wesen nicht einig; jedenfalls lag in ihren Fanfaren kein sehr zielstrebiges Programm. Der Deutsche ist im Ernste weit davon entfernt, das „Deutschland, Deutschland über alles“ in einem absoluten Sinne zu nehmen. Er kennt seine Grenzen besser als sein Nachbar, und selbst schärfste Kritik gegen seine Nation bringt ihn nicht leicht außer Fassung. Solche Maßlosigkeiten, wie sie z. B. Nietzsche gegen die Deutschen losgelassen hat, würden im umgekehrten Falle einen Schriftsteller in Frankreich unmöglich machen. Der Deutsche dagegen bringt

es fertig, diese Ungezogenheiten gegen sein eigenes Volk noch mit Behagen zu genießen.

Anders eben als der Franzose steht der Deutsche zu seinem Vaterlande. Ihm fehlt die geschlossene Einheit, der starke nationale Zusammenhalt. Aber obschon sein Land nach fast allen Seiten der festen, geschützten Grenzen, der „Sicherungen“ entbehrt, hegt er doch in seinem Innern die ruhige Zuversicht, daß sein Volk trotz aller Schicksalsschläge in seinem Dasein eigentlich nicht bedroht werden kann und immer wieder seinen Weg finden wird. Seine wechselvolle Geschichte gibt ihm das Recht zu solcher Zuversicht. So erträgt er mit ziemlicher Gelassenheit Niederlagen und Bedrückungen, und selbst wenn er vor einem Trümmerhaufen steht, beginnt er alsbald wieder die Arbeit eines neuen Aufbaues.

Wer die Eigenart des Franzosen und des Deutschen aufmerksam vergleicht, müßte zu dem Schlusse kommen, daß die beiden Völker westlich und östlich des Wasgenwaldes wie geschaffen seien, sich gegenseitig zu ergänzen und zu fördern. Doch lehrt ein Blick in die Geschichte, daß zwischen ihnen seit Jahrhunderten Feindschaft und Krieg fast der normale Zustand waren. Wenn aber in einem der beiden Völker einmal der Wille zur Verständigung lebte, dann hat es das Unglück gewollt, daß zu gleicher Zeit derselbe Wille bei dem andern fehlte. So konnten sie nie zueinander kommen. Wie ein furchtbares Verhängnis lastet die alte Zwietracht zwischen Deutschland und Frankreich auf der Kultur Europas und auf der Entwicklung der Menschheit. Es ist dabei nur eine Folge der menschlichen Selbstgerechtigkeit, wenn jedes Volk in dem andern den bösen Nachbar, den ewigen Friedensstörer und habgierigen Eroberer erblickt.

Es sind im letzten Grunde nicht die materiellen Interessen, die zwischen den beiden Völkern stehen. Alle Streitobjekte sind von untergeordneter Bedeutung gegenüber dem hohen Gewinn, den eine friedliche Verständigung in gegenseitiger Achtung bringen würde. Es ist aber seit langem schon so, wie es der französische Germanist Henri Lichtenberger¹ im Jahre 1922 geschrieben hat: „Unter den tiefsten Ursachen des Krisenzustandes, in dem wir heute leben, müssen wir diese hervorheben, daß die ‚Eliten‘ jedes Volkes sich gegenseitig fast nicht mehr verstehen. . . . Es gibt eine französische ‚Wahrheit‘ und eine deutsche ‚Wahrheit‘, die sich einander widersprechen und beiderseits eine gegenseitige Gewißheit erzeugen.“

Hier tut sich nun ein großes Problem auf, das durch die Jahrhunderte schmerzlichster Geschichte gestellt ist, aber bisher im Blute von Millionen erstickt wurde: Wie kommen wir zur Wahrheit und damit zur Gerechtigkeit? Es ist klar, daß hier den „Eliten“ der beiden Völker eine besondere Aufgabe zufällt. Es ist hohe Zeit, daß sie sich auf ihre Pflicht besinnen, nicht für die Verfestigung, sondern für den Abbau der nationalen Vorurteile und Haßgefühle zu arbeiten. Immer größer muß die Zahl derer hüben und drüben

¹ Foi et Vie 1 I (1922) 32; vgl. „Die Eiche“ (München 1922) 142. Beherzigenswert ist auch heute noch das Schlusskapitel in dem Buch Lichtenbergers, *L'Allemagne d'aujourd'hui dans ses relations avec la France* (Paris 1922, Crès). Dagegen zeigen die übrigen Ausführungen der Schrift allzusehr, daß auch ein friedliebender, für die Verständigung wirkender Franzose nicht aus seiner Haut herausfahren kann; vgl. die Entgegnung von Carl Brodhausen, *Deutschland im Spiegel Frankreichs* (Berlin 1926, Hobbings).

werden, die sich mit Wechsler die Gewissensfrage stellen: „Wie lange soll es noch dauern, daß irgend ein Volk Europas das Wunsch- und Traumbild eigener Wesensart dem Wahn- und Schreckbild eines andern gegenüberstellt? Wie lange soll es noch dauern, daß der Bürger irgend eines Staats, indem er Haß und Abscheu weiterpflanzt, seiner vaterländischen Pflicht zu genügen meint?“ Das ist die Frage, die beide Völker und besonders ihre geistigen Führer sich vorlegen müssen. Von ihrer Beantwortung wird das Heil beider Völker und das Schicksal Europas abhängen.

Im gleichen Sinne hat bei der Festfeier zu Ehren des französischen Ministers Herriot am 2. August 1928 der Kölner Oberbürgermeister Dr. Adenauer die trefflichen Worte gesprochen:

„Nicht böser Wille, sondern Unkenntnis, auf dieser Unkenntnis beruhendes Mißtrauen und durch dieses Mißtrauen hervorgerufene Furcht sind die größten Feinde einer Verständigung. Ich bin der festen Überzeugung, daß, von einem verschwindend kleinen, einflußlosen Bruchteil abgesehen, die weit, weit überwiegende Mehrzahl der Franzosen und der Deutschen friedliebende, ehrliche, zuverlässige Menschen sind. Nun denn, es wäre eine Tragik ohnegleichen, ein namenloses Unglück für unsere Völker, für Europa und die Menschheit, wenn diese beiden Völker, die Nachbarn sind, die sich in vielem gleichen, in vielem vortrefflich ergänzen, die auf wirtschaftlichem Gebiete keine Konkurrenten zu sein brauchen, die beide tapfer, treu und zuverlässig sind, nicht den Weg zueinander, die Brücke, die sie miteinander verbindet, finden würden. Lernen wir einander kennen, glauben wir einander, vertrauen wir einander. Das ist der Weg zum Frieden, nicht zu einem Frieden, der auf Waffen und Heeren beruht, und der daher niemals sicher ist, sondern zu einem wahren und dauerhaften, auf Vertrauen, auf Gemeinschaftlichkeit der Interessen, auf Menschlichkeit und Gerechtigkeit beruhenden Frieden.“

Gerade weil die französische Kultur auf katholischem Boden erwachsen ist und noch aus diesem Nährboden ihre Kraft zieht, wären die deutschen und französischen Katholiken die berufensten Vermittler, um das bessere gegenseitige Verständnis zwischen den beiden Ländern herbeizuführen. Um so bedauerlicher ist es, daß so wenige Verbindungsfäden gerade zwischen französischen und deutschen Katholiken hinüber- und herübergehen. Hier liegen zweifellos große Versäumnisse vor, deren Ursachen an diesem Orte nicht näher untersucht werden sollen; wir wollen nur auf die hohe Aufgabe hinweisen, die noch der Lösung harret.

Freilich wird wohl erst eine neue Generation heranwachsen müssen, die, gewigt durch die bittern Erfahrungen der Vergangenheit, mit der Liebe zum eigenen Volk Achtung und Verständnis für die Denkart und Rechte der andern Völker verbindet. Wer nur in Bajonetten und Kanonen die Sicherung seines Landes sieht und in der Rüstung zum Kriege die einzige Bürgschaft des Friedens erkennt, ist unfähig, die neue Ordnung der Dinge heraufzuführen. Nein, es muß etwas über die Menschen kommen von dem Geist, in dem die Bewohner von Le Havre dem amerikanischen Staatssekretär Kellogg zur Unterzeichnung des Kriegsächtungspaktes einen goldenen Federhalter mit der Inschrift überreichten: *Si vis pacem, para pacem*.

Max Pribilla S. J.